

DIETMAR HILLEBRANDT

Eine Zufallsbekanntschaft

Als ich um die Hausecke bog, saß sie vor dem Gartentor und sah mich mit großen Augen an. Sie war graugetigert, ziemlich pummelig und mein erster Gedanke war, sie könnte vielleicht schwanger sein. Zutraulich schlich sie an meinen Beinen entlang und ich war ihrer Mischung aus Charme und Hilflosigkeit sofort erlegen. Wer könnte auch so grausam sein, eine trächtige Katze im eiskalten Winter davonzujagen? Ich nahm sie auf den Arm, gab ihr etwas zu fressen und sie schien genau das erwartet zu haben.

Sie hätte die nächsten Tage weglaufen können, blieb aber wie selbstverständlich da. Ich begann mich an ihre Anwesenheit zu gewöhnen. Ihre kurzen Beine hatten einen eigenartig hoppelnden Gang zur Folge. Aber mit einer beachtlichen Sprungkraft ihres rundlichen, kleinen Körpers gewöhnte sie es sich an, auf meine Schuhkommode im Flur zu springen. Sie machte sie zu ihrem Fressplatz und miaute regelmäßig nach dem trockenen Fertigfutter, das sie fast ausschließlich fraß. Ich hatte bereits zwei Katzen, aber dann waren es jetzt eben drei: der junge rot getigerte Kater Lisar und die ältere, schwarze Katzendame Felicitas, die Glückliche, bekamen Gesellschaft. In Anlehnung an eine vollbusige, englische Pop-Sängerin nannte ich unseren Neuzugang Samantha. Jetzt waren sie schon ein kleiner bunter Haufen, wobei die beiden Damen natürlich ihre Revierstreitigkeiten miteinander hatten und der junge Pascha Lisar ließ es sich nicht nehmen, beide nach Herzenslust zu ärgern.

Samantha war nicht aufdringlich. Sie eroberte mein Herz eher mit ihrer süßen Art dahin zu trippeln, ihren rundlichen kleinen Kopf mit den grünen Kulleraugen an mich zu schmiegen oder einfach still und graziös dazusitzen. Oft projizieren wir unsere Wünsche, das andere Geschlecht betreffend auf unsere Tiere. Als Frau hätte ich sie vielleicht als warmherzig und lieb bezeichnet. Zum Schlafen legte sie sich in ein Wäschefach meines Kleiderschranks und ich war morgens immer überrascht, wenn plötzlich die Schranktür knarrte und sie mit einem dumpfen Ton auf den Teppichboden sprang. Die Nachbarkinder mochten sie, und sie genoss es, wenn ihr flauschiges, dickes Fell von ihnen gestreichelt wurde.

Auf die Frage, wen von meinen Tieren ich am liebsten hätte, könnte ich nur mitleidig antworten, dass mein Herz nicht teilbar ist. Leider sind wir uns nicht immer bewusst, wie sehr wir jemanden lieben und ein noch größeres Geheimnis wird es immer für mich bleiben, was meine Tiere von mir halten. Gern hätte ich wenigstens einmal ihre Gespräche

belauscht und wie dumm muss ich ihnen vorkommen, wenn ich mich trotz meiner Fremdsprachenkenntnisse nur mit Blicken, Zeichen und einer Art Babysprache verständlich zu machen versuche. Ich habe gesehen, wie sie sich in Vollmondnächten einem inneren Zwang folgend im hinteren Teil meines Gartens versammelten. Eine von ihnen kletterte im Kirschbaum herum, die beiden anderen setzten sich statuenhaft auf ein Stück Rasenfläche und beteten den Mond an. Alltägliche Rivalitäten waren während dieser Treffen aufgehoben und sie nutzten die milden, vom sanften Mondlicht beschienenen Nächte zu ausgiebigen Unterhaltungen. Ein beliebtes Gesprächsthema müssen wir fast unbehaarten Zweibeiner gewesen sein, bei denen sie mehr oder weniger ihre Unterkunft hatten. Sie erzählten sich wohl von dem Versuch, sie mit Billigfutter abspesen zu wollen und wie geizig wir wären. Es würde noch so weit kommen, dass sie sich wieder Mäuse und Vögel fangen müssten. Richtig zum Fressen, zum Zeitvertreib taten sie das ja schon immer. Das Fressen nahm einen großen Raum in ihren Gesprächen ein, aber sie kritisierten auch andere Punkte an uns. Es gäbe schon merkwürdige Exemplare unter uns Gehörlosen und beinahe Blinden. Einige würden sich nicht einmal schämen, ihre Haut mit Katzenfellen zu umwickeln, im Dutzend aneinander genäht. Diese Mäntel genannten Umhänge waren ihnen ein deutliches Zeichen unserer Unmenschlichkeit. Kein Tier würde das Fell eines anderen tragen. Es gäbe doch genügend andere Stoffe, die uns vor der Kälte schützen könnten.

Beim Essenkochen und Gedichteschreiben schauten sie mir über die Schulter und ich schrieb Worte, die sie nie werden lesen können. Aber während ich sie streichelte und mit ihnen spielte, wusste ich auch so, dass wir uns verstanden. Es war eine wortlose, gefühlsmäßige Telepathie. Damals schrieb ich ein Gedicht mit dem Titel:

An eine überfahrene Katze

*Für Sekunden nur liegt leblos verlassen
Dein buntes Fell am Straßenrand
Schmerz steigt in mir hoch, schnürt meinen Hals
Und schnell fahre ich meiner Schuld davon
In genauso einem Ding das dich tötete
Wie kalt doch der Asphalt durch deine Wiese läuft
Und der Tod die einzig Unschuldige traf
Aber manchmal werde ich mein Herz für dich singen lassen
Wie eine unsichtbare Blume in der Nacht*

Gerade schoss wieder eine dieser großen Metallkisten mit den blendenden Augen vorbei und man verkroch sich am besten tief geduckt unter einer Hecke. Es ist als könnte ich Samanthas Gedanken lesen: „Diese Zweibeiner sind wirklich egozentrisch, sie bauen die Welt um sich herum, als wäre sie nur für sie allein da. Ich bin mir nicht sicher, ob diese wuchernde Vergrößerung ihres Gehirns von Vorteil für sie ist. Am Ende haben sie alle anderen Arten auf diesem Planeten verdrängt und ihre Kinder werden uns nur noch als Computersimulation kennen. Gerade unser ausgeprägter eigener Wille ist vielen von ihnen ein Dorn im Auge. Es fällt ihnen schwer, uns so zu respektieren wie wir sind. Aber andererseits, wenn ich auf dem Schoß meines großen zweibeinigen Schmusekaters liege, es gibt auch ganz liebenswerte Kerle unter ihnen und außerdem sind sie ja durchaus erziehbar.“

Das Gedicht schrieb ich, als ich wieder einmal an einer toten Katze vorbeifuhr, deren buntes Fell einen so starken Kontrast zu ihrem traurigen Schicksal darstellte, dass mir dieser Anblick für immer im Gedächtnis geblieben ist. Damals wusste ich noch nicht, dass Samantha das gleiche Schicksal teilen sollte, denn eines Morgens, als ich aus der Haustür trat, lag ihr kleiner Katzenkörper leblos vor dem Haus.

Vielleicht gibt es ja doch etwas Ähnliches wie die ewigen Jagdgründe der Indianer und die Wiesen dort sind wahrscheinlich größer, schöner und vor allen Dingen ungefährlicher. Ich habe sie im Garten neben meinem toten Hund begraben und immer wenn ich an die beiden denke, füllen sich meine Augen mit Tränen.